Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 25 — Lemberg, am 2. Christmont (Dezember) — 1928



23)

Sie lächelte nur.

Als sie sah, daß er eine Bewegung machte, sie wieder in seine Arme zu ziehen, rief sie ihm ein kurzes Abschiedswort zu und rannte davon.

Erst als sie sicher war, daß er sie nicht verfolgte, ging sie langsamer.

Der Kopf war ihr ganz benommen; sie wußte selbst noch kaum, was denn mit ihr geschehen war.

Sie war Edgars Braut. Das sagte sie sich einige Male laut vor, um es zu begreifen. Wie war denn das so plötzlich über sie gekommen? So plötzlich doch wohl nicht. Es hatte sich vorbereitet in ihr, lange schon. Der Lebenshunger war eben zu stark in ihr geworden, sie mußte ihn stillen, sie mußte wieder etwas haben, woran sie ihr Herz hängen konnte.

Tief atmete sie auf. Und nun war es ihr, als hätte sie einen Strich hinter die Vergangenheit gemacht und den ersten Schritt in ein neues Leben getan. Die alten Bilder und Erinnerungen sollten sie in diesen Abschnitt nicht mehr begleiten — sie wollte frei davon werden.

Es glomm eine neue Hoffnung in ihr auf — eine Hoffnung auf spätere Lebensfreuden, auf Sonnenschein und Glück. Ein schämiges Rot trat auf ihre Wangen und sie unterdrückte das Bild, das vor ihrer Seele auftauchte und das sie mit einem scheuen Sehnen erfüllte.

So kam sie ins Schloß zurück, eine andere, als sie heute morgen hinausgegangen war in den grünenden, duftenden Maimorgen.

XVII.

Am nächsten Tage reiste Carmen nach Berlin ab.

Clemens selbst fuhr sie nach der nächsten Bahnstation.

Er schien verstimmt zu sein, aber Carmen tat, als merke sie es nicht.

Sie schlug einen unbefangenen, heiteren Ton an, obgleich auch sie sich nicht frei von einem dumpfen Druck fühlte.

Auf dem Bahnhof wartete ihrer eine Ueberraschung.

Ein Diener aus Frankenstein trat an sie heran und überreichte ihr einen Strauß Maiglöckchen, ihre Lieblingsblumen.

Eine heiße Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, und während sie den Diener mit einigen dankenden Worten an den Spender abfertigte, merkte sie recht gut, daß des Bruders Blicke intensiv forschend auf ihr ruhten.

Als der Diener gegangen war, fragte Clemens sie kurz:

„Von Edgar?"

„Ja — von Edgar."

„Warum kommt er nicht selbst? Was ist zwischen euch vorgefallen?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Ihr habt euch entzweit. — Es kam mir schon lange so vor."

Jetzt lachte sie.

„Nicht im geringsten."

In diesem Augenblick fuhr der Zug ein.

Carmen verabschiedete sich schnell von dem Bruder, trug ihm Grüße an die Lieben daheim auf und stieg ein. Eine Minute später dampfte der Zug ab.

Nun war sie allein und allen weiteren Erörterungen überhoben.

Sie nahm den Strauß und entdeckte mitten in den duftenden Blüten ein Billett. Sie zog es hervor und öffnete es.

„Geliebte — nimm diesen Abschiedsgruß, da ich selbst nicht kommen darf. Kehre bald heim und erlöse deinen armen, in Fesseln geschlagenen Prometheus."

Sie lächelte erfreut über sein Gedenken und seinen Liebesgruß. Doch so recht vermochte sie sich in ihren Brautstand nicht hineinzuversetzen — sie hatte ihn sich ganz anders geträumt. Aber Träume gehen ja so selten in Erfüllung, und Luftschlösser zerbläst ein einziger, rauher Windstoß. Man muß sich mit der Wirklichkeit abzufinden und ihr die besten Seiten abzugewinnen suchen. Das allein ist Lebenskunst. Sie hatte das früher so gut verstanden, überall hatte sie einen Quell der Freude entdeckt und von ihm mit durstigen Lippen getrunken. Der konnte doch nicht versiegt sein, der mußte doch irgendwo sprudeln, ein frisches, belebendes Wasser.

Nur mußte sie Freude an der Umwelt wieder suchen. Ob sie den richtigen Weg ging, und ob sie recht daran getan hatte, Edgar von neuem eine Prüfungszeit aufzuerlegen? Er hatte ihr seine Liebe doch genugsam bewiesen. Sie wollte sich erst innerlich mit dem Gedanken abfinden, und das hätte sie in seiner Gegenwart nicht gekonnt. Das war es.

Sie nahm sich vor, die Zeit ihrer Abwesenheit von Ulmenhorst so viel wie möglich abzukürzen, denn sie empfand, daß sie nicht mehr so freudig wie einst der Ausübung ihres Berufes entgegenging. War das schon eine Folge ihrer veränderten Lebensziele? — — —

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein. Ein Strom von Menschen empfing sie, ein Bild großstädtischen Lebens in seinem Hasten und Drängen. Hier hieß es immer: Vorwärts! Hier gab es kein Zurückblicken und Stillstehen. Unbarmherzig wurde man mitgeschoben.

Carmen ließ sich drängen bis zum Ausgang. Auf der Straße hatte sie wieder freiere Bahn. Es galt nur noch, den Uebergang mit seinen Elektrischen, Autos, Droschken, Lastfuhrwerken zu überwinden. Glücklich erreichte sie die Haltestelle, stieg in ihre Bahn und fuhr nach Berlin W zu ihrer neuen Pflegebefohlenen, einer Frau Martens; sie hatte sich dort angemeldet und wurde erwartet.

In einem eleganten Hause stieg sie die teppichbelegten Stufen zum zweiten Stock empor und klingelte an der Tür, die das breite Messingschild mit dem Namen Martens trug.

Eilende Kinderschritte ertönten im Korridor. Im nächsten Augenblick wurde die Tür ungestüm aufgerissen, und Carmen fühlte sich von zwei Kinderarmen umschlungen und stürmisch geküßt.

Der Schreck machte sie sekundenlang völlig sprachlos.

„Isolde — du — wie — wie kommst du hierher? Bin ich denn nicht recht — wohnt hier nicht Frau Martens?" stotterte sie endlich, ganz verwirrt in das glückselig lächelnde Kindergesicht sehend.

„Freilich bist du recht, Schwester Carmen, und du bist gekommen, um Mutti gesund zu pflegen," erwiderte das Kind, sich zärtlich an sie schmiegend.

„Ich Mutti pflegen — ich? Kind, das — verstehe ich nicht."

Es wurde ihr ganz schwarz vor den Augen.

Da zog sie das Kind hinein.

„So komm doch — Mutti erwartet dich schon mit Sehnsucht, und ich habe mich auch so furchtbar auf dich gefreut."

Halb willenlos ließ Carmen sich ziehen. Sie vermochte in diesem Augenblick nichts zu denken und zu überlegen; sie hatte nur das Gefühl, als wenn alles über und unter ihr zusammenstürze.

Da stieß Isolde die Tür auf.

„Mutti!" rief sie ins Zimmer hinein, „hier ist Schwester Carmen."

„Schwester Carmen," wiederholte eine matte Frauenstimme.

Mit zitternden Knien, halb geschoben von Isolde, trat Schwester Carmen ein.

Auf einem Ruhebett lag eine blasse, abgemagerte Frauengestalt und streckte der Eintretenden beide Hände entgegen.

„Schwester Carmen."

„Frau Brinkmann!" rief Carmen, und es lag ein erschütternder Klang in ihrem Ausruf. Mechanisch faßte sie nach den Händen der Kranken. „Sie haben mich — Sie wollen — mich — ich verstehe es noch nicht —" stammelte sie, völlig fassungslos. „Was ist mit Ihnen geschehen?"

Die Kranke drückte Carmens Hände.

„Verzeihen Sie mir den kleinen Betrug. — Sie wären ja nicht zu mir gekommen, wenn Sie es gewußt hätten, nicht wahr, Schwester Carmen?"

„Nein — nein — ich weiß selbst nicht," kam es bebend über Carmens Lippen, „aber jetzt erklären Sie mir — der Name —"

„Ist der meiner Pensionsdame, von der ich einige Zimmer gemietet habe," fiel sie ein, „und —" sie sah in Carmens fieberhaft forschende Augen — „mein Gatte ist verreist. — Sehen Sie, ich hatte solche unstillbare Sehnsucht nach Ihnen — ich mußte Sie noch einmal sehen und sprechen, ehe — doch davon nachher. Ich ließ mich bei der Schwesternstation, die Sie mir einmal angaben, nach Ihnen erkundigen und nannte den anderen Namen — Liebe Schwester Carmen — ich darf doch noch so sagen, obgleich ich ja nun weiß, wie Sie heißen? — Zürnen Sie mir nicht deshalb. Wenn Sie nicht bei mir bleiben wollen und können — so schenken Sie mir wenigstens diesen einen Tag."

„Ich sollte Ihnen zürnen, ich?" fragte Carmen noch immer ganz verstört.

Frau Brinkmann wandte sich in diesem Augenblick zu der aufmerksam mit offenem Munde neugierig zuhörenden Isolde, deren Gegenwart beide vergessen hatten.

„Geh hinaus, Liebling — laß mich mit Schwestr Carmen allein," sagte sie.

„Nein, Mutti — ich möchte lieber hierbleiben," antwortete Isolde in dem Ton eines verwöhnten Kindes, das weiß, daß es seinen Willen bekommt.

Da machte Carmen ein erstauntes Gesicht.

Ueber Hellas Züge flog jetzt ein verlegenes, resigniertes Lächeln.

„Ich habe das Kind verwöhnt, Schwester Carmen. Ich wollte ihm doppelt und dreifach die so lange entbehrte Liebe ersetzen, mir seine Liebe zurückgewinnen. Da schoß ich wohl übers Ziel hinaus. Sie gehorcht mir nicht mehr."

„Isolde!"

Carmen sagte nichts weiter, aber ihr Blick und ihre Stimme trafen das Kind ins Innerste.

Es haschte nach der Schwester Hand, schmiegte ihre Wange wie abbittend daran und ging darauf widerspruchslos hinaus.

Ein unsäglich schmerzlicher Blick Hellas flog zu Carmen hin:

„Sie würden es viel besser verstehen, das Kind zu erziehen — aber vielleicht — vielleicht — kommt die Zeit bald —"

„Frau Brinkmann," schrie Carmen jetzt entsetzt auf. „Wie sprechen Sie nur?"

Hella wies auf einen Stuhl an ihrer Seite.

„Bitte, setzen Sie sich zu mir — dazu ließ ich Sie ja zu mir kommen, um Ihnen alles zu sagen, was auf meiner Seele lastet, wie einst. Schwester —" ihre Stimme nahm jetzt einen heiseren Klang an — „ich bin krank — sehr krank — ich fühle, daß mir nicht mehr lange Zeit vergönnt sein wird — und es ist vielleicht besser so. — Das wäre ein Ausweg aus allen den Konflikten, unter denen ich jetzt so entsetzlich leide —"

„Was — was fehlt Ihnen — sagen Sie mir alles. — Sie können doch nicht auf einmal sterbenskrank sein, wo ich Sie noch zuletzt so blühend und gesund sah?" fragte Carmen erschrocken und zweifelnd.

„Der Arzt spricht von einem zerrütteten Nervensystem, von einem Verbrauch der Herztätigkeit," erwiderte Hella resigniert. „Es wäre ja kein Wunder, nach alledem, was ich gelitten und durchgemacht habe —"

„Um meinetwillen — ich allein trage die Schuld!" entfuhr es Carmen jetzt.

Hella schüttelte den Kopf

„Nein — nein — nicht Sie —, ich allein habe es mir zuzuschreiben. Daß Sie eine Rolle dabei spielen sollten, war — Schicksal; auch ohne Sie — es wäre nicht viel anders gekommen. Ich habe Sie anfangs gehaßt, alle beide — ja, das gebe ich zu. Als er mir so unumwunden sagte, daß er eine andere liebe und ich erriet, wer diese andere war, als er die Scheidung von mir verlangte, zu der er tags zuvor schon die nötigen Schritte in Mailand getan hatte, um — diese andere heiraten zu können — da habe ich getobt und geschrien und mein Recht verlangt — ich weigerte mich, in die Scheidung zu willigen, ich türmte alle Gegenstände auf und — siegte. Scheinbar wenigstens. Er räumte mir meine Mutterrechte ein, aber er wollte nichts von einem gemeinsamen Zusammenleben wissen. So lebten wir, das Kind und ich, in Genf — er in Lugano. Isolde aber litt unter der Trennung vom Vater; sie hatte sich ohnehin schwer an mich gewöhnt und in mir zuerst nicht die Mutter sehen wollen. Hartungen verlangte, daß das Kind nach wie vor nach Lugano käme. Das aber war eine Tortur für mich, es so oft herzugeben, und mitkommen durfte ich nicht. Ich bat und beschwor ihn, um des Kindes willen ein gemeinschaftliches Leben zu führen, wenigstens den Versuch dazu zu machen. Nach langen Kämpfen willigte er endlich ein und kam nach Genf, während er das Sanatorium seinem Assistenzarzt überließ. Der Versuch scheiterte kläglich. Was einmal zerrissen ist, kittet sich nicht wieder zusammen. Täglich machten wir diese Erfahrung, und immer kälter und feindlicher standen wir uns gegenüber. Es war ein unerträglicher Zustand, ein gegenseitiges Aufreiben unserer körperlichen und seelischen Kräfte. Argwöhnisch beobachtete ich seine Schritte und konnte mich nicht enthalten, ihm seine Liebe vorzuwerfen — es gab wieder bitterböse Auftritte, die er in Isoldes Gegenwart kurz abzuschneiden verstand, die aber um so tiefer in mir nachwirkten. Ich wurde mir immer deutlicher bewußt, daß mich nichts mehr zu ihm zog, aber ich wollte mein Recht. Schließlich machte Hartungen kurzen Prozeß. Er verkaufte sein Sanatorium in Lugano, das jetzt Familienpension geworden ist, und nahm die Stelle als Leiter eines Sanatoriums in einem Vorort von Berlin an. Mit seinen Plänen machte er mich erst bekannt, als sie bereits feststanden. Ich konnte nichts mehr dagegen einwenden und hatte auch die Kraft dazu verloren.

So siedelten wir Anfang Januar nach Berlin über, während Hartungen im Sanatorium Wohnung nahm. Jede Woche schicke ich ihm Isolde hinaus mit dem Kinderfräulein. Wir gebrauchen die Ausrede, daß er seines Sanatoriums wegen dort und wir, Isoldes Schule wegen, hier wohnen müssen. Aber natürlich fällt es bereits auf, meiner Wirtin, den Dienstboten und nicht zuletzt Isolde. Sie ist viel zu klug und geweckt, und stellt fast täglich verwunderte Fragen. Ich weiß bald nicht mehr, womit ich ausweichen soll und kann mich nicht entschließen, dem Kinde die Wahrheit zu sagen. Aber unbarmherzige Menschen werden es schnell genug aufklären. Ich lebe in einer beständigen Angst davor, denn Isolde hängt an dem Vater mit schwärmerischer Zuneigung, und wenn es hieße: er oder ich, würde sie sich auf seine Seite stellen. Mich aber von neuem von ihr zu trennen, wäre für mich der Untergang. Sie ist mein einziger Trost und meine einzige Freude. — Diese beständigen Kämpfe, die Angst und Aufregung haben meine Nerven derart geschwächt, daß ich nicht mehr imstande bin, diesen Zustand länger zu ertragen. Einen anderen Arzt zu Rate zu ziehen, wagte ich nicht, und Hartungen als Arzt zu befragen, wäre über meine Kräfte gegangen. So hielt ich mich gewaltsam aufrecht und täuschte das Kind, damit es dem Vater nichts verriete von meiner Krankheit. Wie eine Erlösung begrüßte ich eine Reise, die er jetzt unternahm, und die ihn für viele Wochen fern halten wird. Damit war es auch mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. Ich klappte vollständig zusammen und ließ nun endlich einen Arzt holen. Er empfahl mir strengste Ruhe, und ich sollte eine Pflegerin nehmen. Da dachte ich an Sie. Meine Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab — ich fühle, wie langsam, aber stetig alles in mir schwindet — da — mußte ich Sie noch einmal sprechen — Ihnen — mein Kind — ans Herz legen —" ein trockenes, heiseres Schluchzen erstickte fast ihre Worte —, „wenn ich — nicht mehr bin —"

„Hella!" rief Carmen tief erschüttert, und legte ihren Arm um die schluchzende Frau. „So dürfen Sie nicht sprechen, nicht an dergleichen denken. — Sie werden sich erholen, wieder ganz gesund werden. — Es ist nur der Ein-

fluß Ihrer seelischen Depression, der Sie so mutlos werden läßt."

Hella schüttelte den Kopf.

„Ich — werde nicht mehr gesund."

„Doch — Sie werden — Sie müssen!" rief Carmen jetzt eindringlich, „nicht allein um Ihres Kindes und Ihrer selbst willen, sondern auch um — meinetwillen."

„Um — deinetwillen, Carmen?" fragte Hella verständnislos, und fast unbewußt das vertrauliche Du gebrauchend.

„Ja, um meinetwillen," wiederholte Carmen mit fester Stimme, und ging dabei auf Hellas Vertraulichkeit ein. „Oder glaubst du, ich würde je wieder froh sein können mit dem Bewußtsein, einen Teil der Schuld zu tragen? Nein, Hella, du mußt gesund werden wollen. Dein Leiden ist keins, das zum Tode führt, wenn man ihm den Willen zum Leben entgegensetzt. Du bist nur mutlos geworden und deine Nerven sind von den beständigen Aufregungen geschwächt. Aber, wenn du dich körperlich wohler fühlst, wachsen auch die seelischen Kräfte und die Lust am Leben. Ich werde bei dir bleiben und dich pflegen, und nicht eher ruhen, bis du wieder gesund bist".

„Carmen — das wolltest du tun — du — hast du denn gar keine eigenen Wünsche mehr? — Du wolltest ein neues Opfer deiner Menschenliebe bringen?"

„Ich bringe — kein Opfer — ich — habe abgeschlossen mit der Vergangenheit. Gestern — verlobte ich mich mit meinem Vetter."

„Mit — mit Laßwitz?" fragte Hella stotternd und fast erschrocken.

Carmen sah sie erstaunt an.

„Du kennst ihn — du weißt seinen Namen?"

Hella hatte sich von ihrem Lager aufgerichtet. Auf ihren Wangen brannten zwei dunkelrote Flecke.

„Ja, Carmen — ich kenne ihn."

„Woher?" fragte diese arglos.

„Von — ich machte einst seine Bekanntschaft in — Amerika —"

„In Amerika?" wiederholte Carmen. „Doch — wie ist mir denn?" fuhr sie plötzlich fort und ein gespannter, qualvoller Ausdruck trat in ihre Züge. — „Hella — du nanntest mir einst den Namen Edgar in einem Zusammenhange, der — der — sage mir, daß ich mich täusche, daß das ein anderer war, der dich — —"

„Er — war es."

Es blieb sekundenlang still zwischen den beiden Frauen. Dann tastete Hella nach Carmens Hand.

„Liebe — es ist wie ein Verhängnis, daß dich gerade die beiden Männer lieben müssen, die auch in meinem Leben eine Rolle spielten."

Ein leises Stöhnen antwortete ihr nur. So fuhr sie fort:

„Ich versprach ihm — als ich ihn in Lugano so unvermutet wiedertraf — dir nie zu verraten, daß wir uns kennen. Ich wollte es halten, weil — weil — ach, Carmen, welche Untiefen hat doch ein Menschenherz! — jetzt habe ich es dir verraten, nicht aus Haß und Rache an ihm, nein — sondern um deinetwillen, Carmen — du sollst dich nicht opfern, du sollst deinem Glücke nicht aus dem Wege gehen."

Ein unendlich weher Blick traf sie aus Carmens Augen:

„Ich wollte es an seiner Seite finden," sagte sie mit völlig tonloser Stimme.

Hella schüttelte den Kopf, dann nahm sie Carmens Hände wieder und preßte sie krampfhaft:

„Carmen, nimm mir nicht den letzten Trost — mein Kind einst bei dir in treuer Obhut zu wissen — das ist meine letzte Bitte an dich."

Da stand Carmen auf. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen.

„Um diesen Preis — niemals!" rief sie mit flammenden Augen. „Ich halte Edgar mein Wort, und du wirst leben und gesund werden. Die Zeit wird auch deine Wunden mildern — er — wird zu dir zurückkehren, wenn er erst weiß, daß — daß bei dir sein einziger Platz ist — er wird auch verwinden — ihr werdet beide ruhiger darüber denken — ihr werdet euch gegenseitig ertragen lernen und — wohl mehr noch. Laß ihm nur Zeit — quäle ihn und dich nicht länger. Dir bleibt doch noch so viel — du hast dein Kind. — Freue dich doch, Hella."

„Freue dich," wiederholte Hella, und es klang ihr recht seltsam in ihre Stimmung hinein. „Carmen Carmen — wie magst du noch von Freude sprechen? Hast du nicht auch das Leid durchkostet — hast und empfindest du noch Freude am Leben?"

„Ja!" antwortete Carmen kurz aber fest.

„Aus welchem unversiegbaren Quell schöpfst du nur deine Freude? Willst du mir den Weg dahin zeigen, mich führen? Schon einmal warst du mir Trost und Halt — so verlaß mich auch jetzt nicht. — Wenn es noch möglich ist, zu gesunden, so kann ich es nur durch dich."

XVIII.

Nun war Carmen wieder vor eine Aufgabe gestellt, schwerer als irgend eine.

Nach der ersten Erschütterung dieses Wiedersehens, hatte sie geglaubt, ihr nicht gewachsen zu sein. Die beständige Nähe der Frau, deren Mann sie liebte, und die darum leiden mußte, meinte sie nicht lange ertragen zu können. Hella erschien ihr wie ein lebendiger Vorwurf. Und dennoch hatte ihr Herz hoch aufschlagen können, als Hella ihr mitgeteilt, daß seine Liebe zu ihr ehrlich und wahrhaft gewesen, daß er um sie hatte kämpfen wollen. „Ich habe eine Schuld gegen diese Frau, die ich wett machen muß," sagte sie sich, und sie biß die Zähne zusammen und zeigte ein heiteres Gesicht, wo ihr das Herz blutete.

Mit Aufopferung und Geduld, immer ein heiteres, erfrischendes Wesen zur Schau tragend, pflegte sie die kranke Frau. Sie sprach zu ihr und redete ihr zu wie man zu einem kranken Kinde spricht, sie weckte ihr Interesse für dies und jenes, erzog nebenbei Isolde mit sanfter, aber energischer Hand, lachte und scherzte und lockte damit oft ein Lächeln auf die Lippen der Kranken.

Woher sie nur diese sonnige Heiterkeit des Herzens, dieses frische Wesen hat? dachte Hella oft bewundernd. Sie hat doch auch viel erlebt und erlitten, müßte sich in ihrer getäuschten Liebe unglücklich fühlen. Wenn sie ihr Geschick mit solcher heiteren Fassung trägt, wie sollte ich verzagen, die ich doch mein Kind habe?

Sie lernte erkennen, daß ein Mißgeschick, mit hellen tapferen Blicken betrachtet, geringfügiger wird, und daß ein frohes, gesundes Gemüt auch über herbe Schicksalsschläge hinwegführen kann.

Hella richtete sich an Carmen auf, ein neuer Lebensmut erfüllte sie, und darunter erholte sie sich zu ihrem eigenen Erstaunen zusehends.

Ueber die unglücklichen Familienverhältnisse sprachen sie niemals mehr; das war wie ein stillschweigendes Einverständnis. Ihr Augenmerk richtete sich ganz auf die Gegenwart. Zwischen den beiden Frauen hatte sich überdies ein Freundschaftsband geschlungen, das in dem gegenseitigen Gefühl, der anderen etwas schuldig zu sein, seinen Ursprung hatte und durch eine immer inniger werdende Zuneigung gefestigt wurde. Isolde stand in der Mitte wie ein kleiner, aber starker Fels. An dem munteren und geweckten Kinde fanden beide Zerstreuung und Ablenkung. Nur, wenn das Kind zuweilen in seiner Unbefangenheit von dem Vater zu plaudern begann und Schwester Carmen an dies und jenes Erlebnis in Lugano erinnerte, flog ein Schatten über ihre Züge, und sie suchte das Gespräch dann schnell abzulenken.

So gingen einige Wochen hin.

Hella stand schon wieder auf und ging im Hause umher, ja, sie hatte es sogar versucht, zu singen, auf Carmens Bitte hin, zuerst leise und zaghaft; aber als sie merkte, daß sie ihre Stimme noch nicht verloren hatte, wurde sie mutiger, und stark und voll klang ihr Gesang durch den Raum.

Carmen, die sie zum ersten Male singen hörte, war ganz entzückt. Hella mußte ihr nun öfters vorsingen, und sie tat es gern. Damit erwachte aber die Sehnsucht nach der Ausübung ihrer Kunst von neuem in ihr, und mit Eifer betrieb sie ihre Studien.

Carmen fand nun endlich Zeit, über sich selbst nachzudenken. Hella bedurfte ihrer kaum noch und die Zeit, wo ihre Mission hier erfüllt sein würde, rückte immer näher.

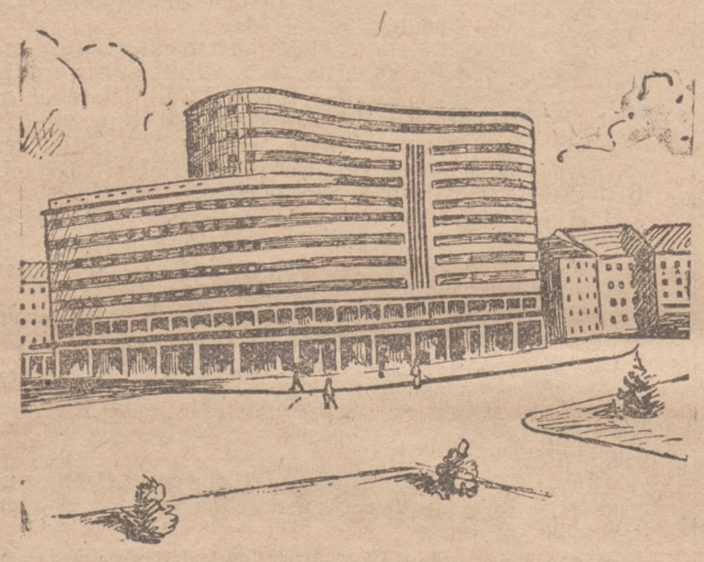
Da überkam sie mit einem Male ein schier unfaßbares Angstgefühl.

(Schluß folgt.)

Bunte Chronik

Von der Schießbaumwolle zum Film

Die Millionen von Menschen aller Zungen und Länder, die allabendlich in den 50 000 Kinos der Welt das bewegte Wunder des Lichtspiels an sich vorüberziehen lassen, haben zum allergrößten Teil keine Ahnung davon, wie der eigentliche Träger dieser rasch abrollenden Bilderflut aussieht. Die Wenigsten von ihnen haben jemals eine solche lange, dünne schmale Schlange mit den unzähligen Photographien in der Hand gehabt, die den eigentlichen „Film" darstellt. Die Herstellung dieses Films ist eine überaus schwierige, in größtem Maßstab betriebene Industrie, an der Deutschland einen bedeutenden Anteil hat. 800 Millionen Meter Rohfilm werden jährlich erzeugt, ein ungeheurer Gürtel, der sich 20-mal um die Erde herumwickeln ließe und der von der Erde zum Mond hin und zurück gezogen werden könnte. Von dieser Riesenproduktion wird von der deutschen Agfa-Filmfabrik allein etwa ein Fünftel hergestellt und in der ganzen Welt verbreitet. Die Hauptfabriken dieses Unternehmens liegen bei der kleinen Stadt Wolfen, mitten im mitteldeutschen Industriegebiet, und diese Fabriken bilden wieder eine interessante Stadt für sich. In dieser Filmfabrik arbeiten 5000 Menschen.



Ein Messehotel-Hochhaus

soll von der Stadt Leipzig in der Nähe des Messegeländes errichtet werden, um dem immer stärkeren Mangel an Zimmern während der Messen abzuhelfen. Das Hotel wird in erster Linie den Messebesuchern reserviert bleiben.

Die Unterlage, auf der das Filmbild erscheint, wird aus Schießbaumwolle, Kampfer und flüchtigen Lösungsmitteln hergestellt. Es berührt merkwürdig, daß die Schießbaumwolle oder Nitrozellulose, ein weißer Staub, der wie Schnee aussieht, hier nicht dem Werke der Zerstörung, sondern der Schöpfung eines, wenn auch nachgeschaffenen Lebens dient. Wie dieser Stoff, so sind auch die Lösungsmittel außerordentlich explosiv und werden in großen Kesseln unterirdisch aufbewahrt. Der Kampfer dient dazu, die Unterlage geschmeidig zu machen; er bietet das einzige Mittel, um dem Film die Elastizität zu verleihen, die ihm gestattet, mehrere Hundertmal durch den Vorführapparat zu laufen.

Die geschmeidig gemachte Schießbaumwolle, aus der das Wasser durch Alkohol entfernt ist, gelangt dann nach ihrer Geschmeidigmachung in einen Raum, in dem die nun erzeugte zäh flüssige Masse unter starkem Druck gereinigt wird; dann kommt sie zu den Gießmaschinen, die die Zelluloid-Unterlage endgültig fertig stellen.

Inzwischen ist in der Emulsionsfabrik, einer andern Abteilung des Werkes, die Emulsion hergestellt worden. Dabei werden große Massen von Silber zu Silbernitrat verwandelt, um das unter dem Einfluß des Lichtes verändernde Bromsilber zu ergeben. Wenn auch ein Meter Film nur wenige Milligramm enthält, so übersteigt doch der Jahresverbrauch der Fabrik an Silber bei weitem den der Münze eines großen Staates.

Für die Emulsion sind auch große Mengen Gelatine nötig, für deren Herstellung täglich ganze Kälberherden ihr Leben lassen müssen, denn nur aus Schlachtabfällen kann die beste Gelatine gewonnen werden. Die Emulsionsgewinnung kann nur bei rotem Licht, teilweise ganz im Dunkeln erfolgen. Die in destilliertem Wasser gelöste Gelatine erhält einen Zusatz von Silbersalz und Bromkalium, und dabei entsteht das Bromsilber. Um die Emulsion genügend empfindlich zu machen, wird sie mit Ammoniak gekocht, dann durch Abkühlung zum Erstarren gebracht, in kleine Stücke, die sog. Nudeln, geschnitten und in den gekühlten Lagerräumen für das „Begießen" aufbewahrt.

Die Herstellung einer guten Emulsion ist entscheidend für die Gewinnung eines allen Ansprüchen genügenden Films. Um eine gleichmäßige Qualität zu gewährleisten, ist eine sehr lange Fabrikationserfahrung nötig. Nachdem die Emulsion in den Lagerräumen „nachgereift" ist, wird sie in der Begießerei durch Erwärmen wieder verflüssigt, durch einen Filter gejagt und in einer dünnen, unendlich gleichmäßigen Schicht auf die Unterlage aufgetragen. Die Fehler in der Schichtstärke dürfen höchstens wenige tausendstel Millimeter betragen. Der fertige Film wird im Trockenraum maschinell aufgehängt, mit warmer Luft getrocknet, geschnitten, perforiert und im Aussuchraum noch einer haarscharfen Kontrolle auf die geringsten Fehler unterzogen. Erst dann ist der Kinofilm fertig.

Reklame

Zeit: 7 Uhr abends, in einem großstädtischen Hotelpalast. Das Vestibül ist überfüllt. Die Klingel des Telephons läutet. „Hallo, Hotel X" — „Hier ist das Theater Z. Es handelt sich um die Loge, die heute mittag von Ihnen für die heutige Abendvorstellung bestellt worden ist. Auf welchen Namen dürfen wir dieselbe eintragen?" Der Telephonist antwortet: „Ich weiß von nichts, mein Herr. Man hat mir nichts gesagt." — „Aber es muß doch einen Gast geben in Ihrem Hotel, der eine Loge in unserem Theater bestellt hat." — „Nein, ich bin nicht auf dem laufenden." — „Würden Sie sich, bitte, nicht mal informieren?" — „Sekunde, ich werde Sie mit dem Portier verbinden." — Kommt der Portier. „Portier des Hotel X? Sagen Sie, würden Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben, unter Ihren Gästen im Vestibül oder im Restaurant nachzufragen, ob keiner eine Loge für heute abend zur Vorstellung des neuen Stückes im Theater Z. bestellt hat?" Antwortet der Portier: „Bleiben Sie bitte eine Sekunde am Apparat." Geht zum Vestibül, in das Restaurant, wiederholt mit lauter Stimme die Anfrage des Theaters Z. Keiner indes hat eine Loge bestellt, wohl aber weiß alle Welt im Hotel, daß man im Theater Z. das neue Stück von Y gibt . . . Unnötig zu bemerken, daß die Anfrage an alle Hotels der Stadt ergeht.

Ein Hund als Weltmeister

Ein neuer Weltrekord ist kürzlich von einer in der Sportswelt bisher unbekannten Größe aufgestellt worden. Der neue Weltmeister im Langstreckenlauf ist ein vierjähriger Hund, namens Harward. Er gehört Herrn Hikey und wohnt in Brooklyn, in der Nähe von Boston. Vor einigen Monaten zog Hikey mit seinem vierbeinigen Freunde nach Kalifornien, in die Umgebung von Los Angeles, um dort seinen Urlaub zu verbringen. Harward tat diese Luftveränderung sehr gut; er schloß Freundschaft mit einer Kaninchenfamilie, und sein häufiges, langes Fortbleiben vom Hause. Herr Hickey, der die Moral der Jugend von heute gut kannte, tat so, als merke er nicht die Seitensprünge seines Lieblings. Eines Tages verschwand Harward wiederum aus dem Hause, aber dieses Mal, um nie wiederzukommen. Alle Zeitungsinserate, die eine hohe Belohnung versprachen und die 15 mal hintereinander erschienen, hatten nicht den geringsten Erfolg. Der untreu gewordene Hund blieb unauffindbar. Da auf seinem Halsband die Adresse seines Besitzers verzeichnet war, dachte Hickey an eine Entführung oder Raub. Traurigen Herzens kehrte er nach Brooklyn zurück und fügte sich ruhig in das Schicksal, das ihm seinen treuesten Freund genommen hatte. Seit der Zeit waren fünf Monate vergangen. Eines Abends vernahm Hickey ein sonderbares Kratzen an seiner Tür. Vor ihm stand Harward, fast unerkenntlich, mit verwundeten Pfoten, das Fell zerrissen und mit Schmutz bedeckt. Heulend warf er sich seinem Herrn entgegen. Man wird nie erfahren können, auf welche Art und Weise Harward ohne Zuhilfenahme einer Karte und ohne die vielen Wegweiser lesen zu können, die 4500 Kilometer zwischen Los Angeles und Boston bewältigt hat. Jedenfalls dürfte diese seine Leistung ohne Beispiel in der Geschichte der menschlichen und der vierbeinigen Weltrekordläufer dastehen.